



Kulturbruch

Was geschieht mit der Kunst, wenn sie nicht „systemrelevant“ ist?

Roland Rottenfußer

Mit der Corona-Krise gerät viel von dem unter die Räder, was bisher unsere Kunst- und Kulturszene ausgemacht hat. Es findet eine gnadenlose Selektion statt zwischen den „Großen“, die monatelange Auftrittsverbote überbrücken können, und den „Kleinen“, deren Karrieren unwiderruflich zerstört werden. Was nicht behindert wird, wird digitalisiert. Damit verstärkt sich ein Trend, der sich schon vor Corona andeutete: ein Niedergang unmittelbarer Interaktion zwischen Künstlern und Publikum zugunsten des Konsums von Kultur-Konserven. Das Abwürgen von Feedback, die Entkörperlichung menschlicher Begegnungen. Über Jahrhunderte erlernte Kulturtechniken dürften verloren gehen und können im schlimmsten Fall auch nach der Aufhebung der Beschränkungen nicht wieder erlernt werden. Empfinden Politiker die Kultur nur als „nicht systemrelevant“? Oder ist sie ihnen schon lange lästig, weil sie zu kritischem Denken anregt und der funktionalen Welt der „Grauen Herren“ Farbigekeit und Emotionalität entgegengesetzt?

„Kein menschliches Wesen musste für diese Serie sein Haus verlassen!“

So heißt es im Vorspann der Serie „Drinne“ – im Internet sind alle gleich“, derzeit in der ZDF-Mediathek. Wir sehen Charlotte Thielemann (Lavinia Wilson), Mitarbeiterin einer Werbeagentur, wegen Corona-Quarantäne zu Homeoffice verdonnert. Wir sehen nur Charlotte, gefilmt aus einer einzigen Kameraperspektive, der ihres Notebooks. Alle anderen Personen sind nur in Fensterchen am Computerbildschirm zu sehen. Wir sehen Zoom-Konferenzen mit mehrfach gesplittetem Screen, einfließende Emails und Whatsapp-Nachrichten der Heldin, hören Piepstöne und manchmal Musik. Meist vor allem das Gesicht der gestressten Charlotte. Als einmal deren Ehemann Markus zu Besuch kommt, wird der

Darsteller erkennbar per Tricktechnik ins Bild kopiert.

Kultur unter Hygienezwang

Das klaustrophobische Drama präsentiert sich gern als die ultimative Antwort der Filmkunst auf Corona. Wir erkennen darin quasi die Zukunft filmischer „Erzählkunst“ in Zeiten von Social Distancing. Menschen interagieren nicht mehr direkt, sondern über diverse Screens und mit technischen Hilfsmitteln. Computer und Smartphone sind ihre einzigen Fenster zur Welt. Niemand berührt niemanden. Für die sexuelle Befriedigung sorgt ein per Post angelieferter Vibrator. Leider ist damit die Lebensführung nicht weniger Menschen – längst vor Corona – zutreffend beschrieben. Angst vor Nähe und allzu direktem Kontakt, die Flucht ins Virtuelle dominieren. Die Hightech-Einzelzelle,



Szenenbild aus der ZDF-Serie „Drinne“.

Dystopische Filme wie „The Giver“ oder „Die Zeitmaschine“ zeigen oft eine Gesellschaft der Zukunft, die nach global traumatischen Erfahrungen in totaler Geschichts- und Kulturvergessenheit in den Tag hinein lebt. Zur Zeit der Corona-Krise werden Kunst und Kultur als „nicht systemrelevant“ weitgehend aus dem öffentlichen Leben verbannt. Werden auch wir eines Tages vergessen, sie zu vermissen? fb

(Szenenbild aus „The Giver“)

wie in der Serie gezeigt, ist faktisch der Tod des traditionellen Geschichtenerzählens.

Die Art, wie die 15 kurzen Filme hergestellt wurden, stellt zugleich eine Ergebnissadresse gegenüber den von der Regierung verhängten Corona-Regeln dar. Die Möglichkeiten und Grenzen der Gestaltung von Filmhandlungen werden derzeit von der Regierung vorgegeben. Man stelle sich als Kontrast folgende Handlung vor: Charlotte hält das Corona-Virus für relativ ungefährlich. Sie verlässt deshalb ihr Haus, umgeht einige Polizeikontrollen und begibt sich in die Wohnung ihres Liebhabers. Beide küssen sich und haben Sex, Freunde kommen, eine Party steigt... Ob ein solches Szenario in der Realität ratsam ist, ist eine andere Frage. Entscheidend ist hier: es wäre derzeit filmisch nicht darstellbar. Wäh-

rend Mord und Vergewaltigung im Fernsehen sonst eher die Regel als die Ausnahme sind, wäre ein Kuss zwischen zwei Schauspielern, die nicht in der gleichen Wohneinheit leben, derzeit verboten. Künstlerische Freiheit sieht anders aus

Ein gnadenloser Selektionsprozess

Corona ist dabei, so einiges zu verändern in der Kulturwelt. Und es steht in den Sternen, ob es „danach“ einfach wieder so weitergehen kann wie „davor“. Abgesehen davon, dass viele Existenzen von Schauspielern, Musikern und anderen Kulturschaffenden dann unwiederbringlich vernichtet sein werden. Viele Performance-Künstler haben jetzt seit rund drei Monaten Auftrittsverbot. Vermutlich werden die „Hygiene-Regeln“ nach Aufhebung der Sperre so rigide sein, dass das Konzert weder Künstlern noch Zuschauern rechte Freude machen wird – abgesperrte Sitzplätze, rigide Ordner... Nach Monaten der Totalsperre stehen Künstler weitere Monate bevor, in denen sie gleichsam in Fesseln tanzen müssen und auch nur einen Teil ihrer vorherigen Einnahmen werden generieren können.

Durch Corona wird ein Selektionsprozess stattfinden, der vor allem den „Großen“ hilft. Jenen, die dank sprudelnder Einnahmen „vorher“ Rücklagen bilden konnten und ein eventuell klammes Bankkonto „hinterher“ rasch wieder auffüllen können. Ein Dieter Bohlen rückt die Stühle zwischen den Jury-Mitgliedern seines Show-Klassikers „Deutschland sucht den Superstar“ einfach ein Stück weiter auseinander, dann darf er weiter-senden und kassieren. Aber wie steht es mit weitgehend unbekanntem, idealistischen Liedermachern, Kabarettisten und klassischen Ensemblekünstlern, deren fast einzige Einnahmequelle Liveauftritte sind?

Der Künstler als Bettler

Ein boomendes „Genre“ ist in der Musikbranche derzeit das Wohnzimmerkonzert. Es wird vor allem

von Musikern praktiziert, die für eine Performance keinen großen Aufwand treiben müssen – Reinhard Mey etwa. Diese Mode, die sich derzeit rasant ausbreitet, ist erkennbar der Not geschuldet. Gitarristen oder Pianisten spielen ihre Lieder „unplugged“, meist in nachlässiger Kleidung. Den Auftritten ist jeweils eine kleine Ansage vorangestellt, die darauf hinweist, dass man „wegen Corona“ zu diesem ungewöhnlichen Setting gezwungen sei und dass man sehr darunter leide, nicht direkt vor Publikum spielen zu können. Häufig lautet eine Botschaft auch: *„Ihr seid jetzt wahrscheinlich allein zuhause. Ich schicke Euch dieses Lied als Zeichen meiner Solidarität. So können wir wenigstens in dieser eingeschränkten Form ein bisschen zusammen sein.“* Die Künstler fürchten, von ihrem Publikum vergessen zu werden im Schatten einer Flut neuer Netflix- und youtube-Helden.

Nicht selten sind Auftritte auch mit Spendenbitten verbunden. Leider verstärkt sich auch damit ein Trend, der sich schon vor Corona andeutete: Wo es vorher angemessene Bezahlung für eine empfangene Leistung gab, wird der Kulturbetrieb nun schrittweise auf „Bettelei“ umgestellt. Die Künstler sind diesbezüglich eher Opfer. Die „Strukturen“ im Business und die Umsonst-Mentalität der Konsumenten haben Anbieter in diese unkomfortable Situation gebracht. Der Durchschnittsnutzer sieht nicht ein, warum er Künstler für Auftritte im Internet bezahlen sollen; wohl aber gefällt er sich gelegentlich darin, Bettelnden Münzen in den Hut zu werfen. Letztere sehen sich also genötigt, fast ständig artig „Danke“ und „Bitte“ zu sagen. Während ein Musiker, der in vollen Hallen auftritt, seines Ertrags sicher sein kann, wird für den virtuell Performenden der Blick auf den Spendenkonto zur Zitterpartie. Hinzu kommt, dass sich viele zur Zusammenarbeit mit Werbekunden gezwungen sehen, deren Logo bei Live-Streamings im Bühnenhintergrund prangt.

Die Stille nach dem Lied

Streamingkonzerte sind die Erweiterung von Wohnzimmerkonzerten für mehr als eine Person. Man kann sie live oder mit Verspätung ansehen. In der Regel beteuern die Künstler in solchen Fällen mehr

